

ACHTZEHN

Mit dem fortschreitenden Monat verschlechterte sich das Wetter. Es war ein außerordentlicher Herbst gewesen, mit viel Sonne im Oktober bis hinein in den November. Mit blauem Himmel und milden Temperaturen, dazwischen das notorische Inselwetter, auch das, aber immer wieder durchbrochen von schönen Momenten. Jetzt stabilisierte sich das Schmuddelwetter und die Sonnentage wurden seltener. Was blieb, waren Augenblicke mit spektakulärem Licht. Wenn der Himmel sich färbte und wechselte in beeindruckenden Farben und Strukturen. Es war kalt geworden und auch Friedchen musste sich die Mütze über den Kopf ziehen und die Haare Haare sein lassen.

Die Schiffe nach Groningen fuhren seit Ende Oktober nicht mehr, die Ausflugsfahrten waren eingestellt.

Die Hälfte meines Aufenthalts war vorbei und während die Ersten sich auf die Heimreise freuten, sahen andere dem Ende ihrer Auszeit mit Wehmut entgegen. Erste Paarungen hatten sich in der Klinik gebildet, heimlich und zögerlich, erkennbar nur für diejenigen, die genauer hinsahen oder sich ergötzen an den Geheimnissen der anderen. Zaghafte Gesten, eine Berührung beim Kaffeeausschank, zwei Umriss in der Dämmerung an der Promenade, eine Spur näher beieinander als zuvor. Zwei Spaziergänger im Watt oder auf den Dünen, abseits von den Blicken der anderen, die aber zusammenzuckten, wenn man ihnen begegnete. Wo doch immer irgendwer mit irgendwem spazieren ging. Mitunter sah man André von den Dünen kom-

men, und in kleinem Abstand dahinter die junge Mutter mit ihrem Kinderwagen. Er half ihr beim Rangieren, verstaute Sandeimerchen und Schaufel, und gelegentlich hob er den kleinen Benni auf die Schultern, der vor Freude jauchzte und gluckste und in die Hände klatschte. Sie habe es hart, die junge Mutter, sagte André, so allein mit dem Kind, den lieben langen Tag. Da packe er gerne mit an. Am Abend dann hing der Kleine erschöpft in seinem Buggy im Spiegelsaal, die Seeluft hatte ihn müde gemacht. Aber er fand keinen Schlaf. Zu überdreht war er von der Fremde und den Ereignissen, und die Mutter zu einsam, um die Gesellschaft gegen die Verlassenheit ihres Zimmers einzutauschen.

Zur Erleichterung aller war eines Tages Jürgen abgereist. Ganz plötzlich, kaum einer hatte etwas davon mitbekommen. Und keiner vermisste ihn und seine großspurigen Reden. Angeblich war ihm das Gebiss herausgebrochen, aber auch das, so munkelte man, sei nur ein Vorwand gewesen zu gehen. Denn am Ende hatten sich alle geweigert, auch nur eine Mahlzeit länger mit ihm an einem Tisch zu sitzen. Nicht einmal in Viktor hatte er zum Schluss mehr einen Zuhörer gefunden. Zwar redete er immer noch denselben Quatsch, wie Viktor fand, aber auch er fand den Quatsch irgendwann unzumutbar und zog es vor, auf seinem Zimmer zu bleiben und fernzusehen. Auch Viktor sah seiner Abreise mit Freude entgegen. Er langweilte sich.

Nur Nelli jagte weiter und unermüdlich nach dem Glück, das Nadine längst für sich aufgegeben hatte. Manchmal spürte ich Nadines Blick im Rücken, wenn ich neben André im Spiegelsaal saß oder unsere Wege

sich zufällig in den Gängen kreuzten und wir innehielten, um zu plaudern. Warst du am Strand, ja, nein, komm vom Joggen, war gerade beim Gruppensport, Bauch, Beine, Po, geh jetzt duschen. So belanglos die meisten Gespräche auch waren, so sehr schienen sie die Aufmerksamkeit einiger weniger zu erregen. Die Gerüchteküche dampfte.

Wie damals im Dorf, dachte ich, so musste es gewesen sein, wenn Tante Marie mit den Buben vorm Hofladen stand, ein bisschen hungrig nach Leben, mehr nicht. Nach ein bisschen Welt. Wenn sie mit den Buben pousierte, wie meine Mutter sagte, wo sie doch in Wahrheit Zerstreuung suchte, mehr nicht, und es ein anderes Mädchen nicht gab. Getrieben von einer Sehnsucht nach mehr, nach etwas, das sie sicher nicht fand in dem harmlosen Geschwätz der Gleichaltrigen. Nur bei Kurt hatte sie es gefunden. Und mit dem gemeinsamen Kind wieder verloren.

Als Tante Marie starb, war sie kinderlos und daheim. Wenn man den Hof des Bruders und der Schwägerin als Heimat bezeichnen wollte. Auch wenn sie dort aufgewachsen war, war ihr der Hof ein Leben lang fremd geblieben, ihr Elternhaus zwar, aber eines, in dem sie immer nur geduldet war. Den Absprung, wenigstens in die Sennerei am Dorfrand, hatte sie nie geschafft. Wenn wenigstens der Kurt sie mitgenommen hätte zu sich, da herausgeholt, trotz allem, wenn er sie trotz allem geheiratet hätte, vielleicht hätte ein Umzug die Gespenster meiner Tante vertrieben, eine neue Umgebung einen Anfang ermöglicht. Denn geliebt hatte der Kurt sie immer noch, bis zum Schluss, so munkelte man, und die

Frau, die er an ihrer Stelle geheiratet hatte, die Mutter vom Johannes, sie hatte es schwer gehabt mit einem Mann, der einem Phantom hinterherjagte. Als Johannes neunzehn war, verließ sie ihren Mann, und Johannes entschied sich für ein Leben beim Vater. Für den Hof.

All die Jahre hatte der Kurt meine Tante gemieden. Aber in der Nacht vor ihrem Tod hatte er sie aufgesucht. Kurt war an ihrem Bett gesessen und hatte ihr die Hand gehalten, da war sie kaum mehr bei sich gewesen und ihre Augen hatten längst aufgehört zu hüpfen. Aber in ihren wenigen lichten Momenten hatte sie ihn erkannt. Er hatte ihr die Hand gehalten und sie ab und zu gedrückt, mehr nicht.

Die Geschichte seines Vaters sollte sich bei Johannes und mir wiederholen, so schien es, die Legende der Königskinder, mit dem Unterschied, dass nicht Johannes gegangen war, sondern ich. Zumindest hatte man mir ein Leben lang eingeredet, dass ich ein Fremdkörper war im Gefüge der Familie, im Ort, überhaupt in diesem sanft hügeligen Alpenvorland, das einem, der entbeh-rungsreichen Geschichte des Landstrichs zum Trotz, das Gefühl gab, sich in Sicherheit zu wiegen. Geborgen in einem Leben im Einklang mit der Natur, in einem Leben, das in harmonischen Wellen verlief, über liebliche Täler mit bezwingbaren Gipfeln und bestärkt vom Tourismus, der einem unentwegt vorgaukelte, wie schön man es doch habe, wie rein die Natur, wie betörend die Kulisse, erhebend und greifbar zugleich. Von klein auf gefüttert mit Prospekten von rotwangigen Kindern und gescheckten Kühen auf grasgrünem Grund. Die einen die Jahre der Not und Entbehrung vergessen ließen, die

sich über die Generationen weitervererbt hatten, eingebrannt in den wortkargen Köpfen der Großväter, in den ruppigen Gesten der Mütter und Großmütter. Wenn die Kälte klirrte und der Tag einen in die Ställe trieb oder auf den Berg oder an die Rezeptionstresen der örtlichen Hotellerie. Du bist wie die Marie, sagten sie, und damit meinten sie das Fremde in mir, den Fremdkörper. Der sich der Praxis des Zupackens verweigerte, mitanpackte, durchaus, aber immer wieder ausbrach, in Gedanken, während die Hände das taten, was von ihnen verlangt wurde. Was haben Sie denn da an den Händen, fragten die Blicke der Gäste, wenn ich ihnen die Buttermilch brachte oder die Halbe oder das Brettchen mit Schwarzwurst und Zwiebeln. Oder die Kunden vom Johannes, wenn ich den Wiesenblumenkäse aus der Auslage hob, mit meinen behandschuhten Händen, das Messer ansetzte und ihn einwickelte in das knisternde feine Papier. Keine Handschuhe, wie die Metzger oder Chirurgen sie trugen, aus ganz feinem Latex, das beim Ausziehen quietschte. Nein, Handschuhe aus naturfarbener Baumwolle, die die Blicke und Mutmaßungen auf sich zogen. Meine Hände, die taten, was von ihnen verlangt wurde, darf's auch ein wenig mehr sein, die launigen Gespräche am Verkaufstresen, die Fahrten mit Johannes landfeldein. Und doch immer wieder meine Gedanken, die abglitten und sich loslösten von den Händen und Gesten, bis sie sich wieder daran erinnerten, was gerade zu tun war, was sie tatsächlich taten, während ich den Leuten in die Augen sah, ohne sie zu sehen. Immer wieder musste ich mich zwingen, mich zu fokussieren, wie eine Kamera im Automatik-Betrieb, die immer wieder neu die Schärfe einstellen muss.

Du bist wie die Marie, sagten sie. Und sie meinten mein Fremdsein, mein Wegsein, mein Gefangensein in meinem eigenen System.

An Gerüchte war ich gewöhnt. Auch daran, dass man über mich redete.